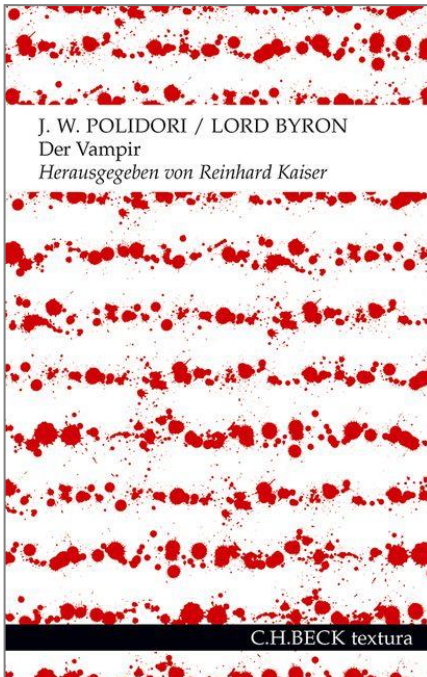


Unverkäufliche Leseprobe



J. W Polidori / Lord Byron
Der Vampir
Eine Erzählung

119 Seiten mit 8 Abbildungen. Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-67011-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13763597>

JOHN WILLIAM POLIDORI
DER VAMPIR
EINE ERZÄHLUNG

Es geschah inmitten der Zerstreungen, die zum Londoner Winter gehören, dass bei den verschiedenen Gesellschaften der tonangebenden Kreise ein Edelmann auftrat, der durch sein merkwürdiges Gebaren mehr hervorstach als durch seinen Stand. Das muntere Treiben um ihn her beobachtete er mit starrer Miene, als sei er nicht imstande, daran teilzunehmen. Dem unbeschwerten Lachen der Schönen wandte er, so schien es, seine Aufmerksamkeit nur zu, um es mit einem Blick zu erstickten und Furcht bei denen zu entfachen, in deren Busen die Unbekümmertheit regierte. Niemand, der diesen Schauder spürte, konnte erklären, woher er kam. Einige schrieben ihn dem Starren der sterbgrauen Augen zu, die, wenn sie sich auf das Antlitz des Gegenübers richteten, nichts wahrzunehmen, mit keinem Blick bis zu den Regungen des Herzens selbst vorzustößen schienen. Vielmehr warfen sie einen bleiernen Strahl auf die Wangen, der schwer auf der Haut lag, sie aber nicht durchdrang. Andere glaubten, Ursache dieses Schauders sei die Furcht, von jemandem beobachtet zu werden, der mit seinen bleichen Wangen, die nie – weder durch ein schamhaftes Er röten noch durch eine starke innere Regung – eine wärmere

Tönung annahmen, erhaben schien über «menschliche Gefühle» und «Neigungen», wie man heutzutage die Schwächen und die Sünden zu nennen pflegt.

Seine seltsame Art verschaffte ihm Einladungen in sämtliche Häuser. Alle wollten ihn sehen, und Leute, die sich an heftige Erregungen längst gewöhnt hatten und inzwischen nur noch die Last des *ennui* verspürten, waren froh über eine Erscheinung, die ihre Aufmerksamkeit wieder zu fesseln vermochte. Mehr noch – trotz der Leichenblässe seines fein geschnittenen Kopfes versuchten viele Frauen, die es auf Prominente abgesehen hatten,* seine Aufmerksamkeit und wenigstens eine Spur von etwas zu erlangen, das sie als Gunst deuten konnten.

Lady Mercer,* die seit ihrer Heirat zum Gespött sämtlicher Unholde geworden war, die sich bei solchen Gesellschaften blicken ließen, drängte in seine Nähe. Es fehlte nicht viel, und sie hätte sich als Marktschreierin verkleidet, um seine Beachtung zu erringen. Doch vergebens. Als sie vor ihm stand und seine Augen offensichtlich auf die ihren gerichtet waren, da schienen diese Augen sie noch immer nicht erkannt zu haben. Selbst ihre schamlose Unverfrorenheit lief ins Leere, und sie räumte das Feld.

Trotzdem – auch wenn die gewöhnliche Ehebrecherin nicht mal seinen Blick auf sich zu lenken vermochte, war ihm das weibliche Geschlecht durchaus nicht gleichgültig. Er legte jedoch, wenn er mit einer tugendhaften Frau oder einem arglosen Mädchen sprach, solche Behutsamkeit an den Tag, dass nur wenige von solcher Hinwendung zur Weiblichkeit überhaupt etwas mitbekamen. Auch stand er in dem Ruf, über eine gewinnende Zunge zu verfügen. Aber ob nun sie es war, die

selbst die Furcht vor seinem sonderbaren Wesen überwand, oder ob der Abscheu vor dem Laster, den er zur Schau trug, jene Damen rührte – er begab sich ebenso oft unter Frauen, die durch häusliche Tugenden eine Zierde ihres Geschlechts waren, wie unter solche, die es durch ihre Lasterhaftigkeit besudelten.

Um diese Zeit kam ein junger Mann von Stand mit Namen Aubrey nach London. Seine Eltern waren gestorben, als er noch ein Kind war, und hatten ihm und seiner einzigen Schwester großen Reichtum hinterlassen. Auch seine Vormünder überließen ihn sich selbst, indem sie sich allein um die Verwaltung seines Vermögens kümmern zu müssen glaubten und die viel wichtigere Sorge um seinen Verstand an nachlässige Lohndiener abtraten, was zur Folge hatte, dass seine Einbildungskraft sich mehr entwickelte als sein Urteil. Deshalb hegte er auch jene höchst romantischen Vorstellungen von Ehre und Aufrichtigkeit, die Tag für Tag so viele Putzmachermädchen ins Verderben stürzen. Er glaubte, alle Menschen seien tugendhaft gesinnt, und sah im Laster eine Zutat, die die Vorsehung, ähnlich wie der Romancier, bloß beisteuert, um die Szenerie ein wenig maleischer zu gestalten. Er glaubte, das Elend in den Hütten beschränke sich auf die Kleider, die man dort trug, die aber im Übrigen genauso warm, wenn nicht wärmer seien als der durchscheinende, knappe Putz in den Salons, nur dass sie durch ihren unordentlichen Faltenwurf und die Vielfalt bunter Flicker dem Auge des Malers mehr zusagten. Kurz, Dichterträume waren für ihn Lebenswirklichkeit.

Er sah gut aus, war offenerherzig und obendrein auch reich. Daher umringten ihn bei seinem Eintritt in die besseren Kreise sogleich viele Mütter und wetteiferten darin, ihm ihre – sei es

sehnsüchtig schmachtenden, sei es widerspenstig bockenden – Lieblinge unter möglichst weiträumiger Umgehung der Wahrheit in das günstigste Licht zu rücken. Viele dieser Töchter wiederum verleiteten ihn binnen kurzem zu ganz falschen Vorstellungen von seinen Talenten und seinem Verdienst, indem sich ihre Mienen bei seinem Erscheinen aufhellten und ihre Augen zu funkeln begannen, sobald er die Lippen auftat. Tief hatte er sich in die Romane seiner einsamen Stunden versenkt und erschrak heftig, als ihm klar wurde, dass es im wirklichen Leben ganz und gar keine Grundlage für all die lockenden Schrecknisse und Schilderungen in den Büchern gab, mit denen er sich bei seinen Nachtwachen beschäftigt hatte – es sei denn beim Licht von Talg- und Wachskerzen, die aber auch nicht flackerten, weil ein Gespenst vorbeiglitt, sondern bloß weil ein Luftzug durch die lederbezogenen Türen seines Zimmers und die mit Filz ausgelegten Flure strich. Weil er jedoch eine gewisse Entschädigung darin fand, wie man seiner Eitelkeit schmeichelte, war er eben im Begriff, seine Träume fahren zu lassen, als der ungewöhnliche Mann, den wir oben beschrieben haben, seinen Weg kreuzte.

Aubrey beobachtete ihn, und die Unmöglichkeit, sich eine Vorstellung vom Charakter eines Mannes zu bilden, der völlig in sich versunken schien und kaum erkennen ließ, dass er äußere Gegenstände überhaupt wahrnahm, sondern ihr Vorhandensein allenfalls stillschweigend einräumte, indem er jegliche Berührung mit ihnen vermied, gerade diese Unmöglichkeit erlaubte es schließlich seiner Phantasie, sich etwas auszumalen, das seinem Hang zum Außerordentlichen entgegenkam. So formte er sich diese Person zum Helden eines Romans und be-

schloss, vor allem diese Ausgeburts seiner eigenen Einbildung zu beobachten und nicht so sehr das Individuum, das er vor sich hatte. Er machte sich mit dieser Person bekannt, erwies ihr allerlei Aufmerksamkeiten und drang in ihre Wahrnehmung immerhin so weit vor, dass seine Anwesenheit stets mit Wohlwollen bemerkt wurde. Mit der Zeit erfuhr er auch, dass Lord Ruthven* in irgendwelchen Schwierigkeiten steckte, und kam aufgrund der Anzeichen von entsprechenden Vorbereitungen in seinem Haus in der – Street zu dem Schluss, dass er im Begriff war, auf Reisen zu gehen.

In dem Verlangen, mehr über diesen eigenartigen Charakter zu erfahren, der seine Neugier bisher nur angeregt hatte, teilte Aubrey seinen Vormündern mit, er halte die Zeit für gekommen, jene Große Tour zu unternehmen, die man seit Generationen für erforderlich hält, jungen Männern einige bedeutende Schritte auf den Wegen des Lasters zu ermöglichen, so dass sie mit den Älteren gleichziehen können und nicht länger aussehen, als würden sie aus allen Wolken fallen, wenn das Gespräch sich skandalträchtigen Liebeshändeln zuwendet und sie mit Spott oder Lob bedenkt, je nachdem, wie geschickt oder ungeschickt sie eingefädelt wurden. Die Vormünder willigten ein, und Aubrey, der seine Absichten Lord Ruthven sogleich mitteilte, war überrascht, als dieser ihm vorschlug, gemeinsam zu reisen. Dies Zeichen der Wertschätzung von Seiten eines Mannes, der mit anderen Menschen nichts gemein zu haben schien, schmeichelte ihm. Gern nahm er die Einladung an, und wenige Tage später hatten sie die Wasser überquert, die unsere Insel umspülen.

Bisher hatte Aubrey keine Gelegenheit gehabt, Lord Ruth-

vens Charakter zu studieren. Nun aber, da er von dessen Tun und Lassen viel mehr mitbekam, erkannte er, wie das Handeln seines Gefährten Folgen nach sich zog, die mit den Beweggründen, von denen er sich leiten zu lassen schien, durchaus nicht im Einklang standen. Lord Ruthven war von einer geradezu verschwenderischen Freigebigkeit. Faulenzer, Landstreicher und Bettler bekamen aus seiner Hand mehr als genug, um ihre unmittelbare Not zu lindern. Andererseits blieb Aubrey nicht verborgen, dass den Tugendhaften gar keine Almosen zuteilwurden – jenen, die durch Missgeschicke, wie sie auch die Tugend treffen, in Armut geraten waren. Diese wurden sogar mit kaum verhohlenem Hohn von der Schwelle gewiesen. Wenn aber die Lasterhaften kamen und etwas erbaten, nicht um ihre Not zu lindern, sondern um weiter in ihrer Wollust zu schwelgen oder sich noch tiefer in die eigene Niedertracht zu wühlen, dann wurden sie mit reichen Gaben entlassen. Aubrey führte dies allerdings auf ihre größere Dreistigkeit zurück, die gegenüber der verschämten Zurückhaltung der redlichen Bedürftigen zu meist die Oberhand behält.

Ein Umstand, der mit der Mildtätigkeit Seiner Lordschaft zusammenhing, gab ihm noch viel mehr zu denken. Alle, denen sie zuteilwurde, mussten unweigerlich erfahren, dass ein Fluch auf ihr lastete, denn sie alle endeten entweder auf dem Schafott oder versanken im tiefsten, erbärmlichsten Elend. In Brüssel und anderen Städten, durch die sie kamen, war Aubrey jedes Mal überrascht, mit welchem Eifer sein Gefährte die Orte des mondänen Lasters aufsuchte und sich auf das Geschehen am Pharo-Tisch* einließ: wie er setzte und dabei immer Erfolg hatte, außer wenn er einen notorischen Falschspieler zum Gegner

hatte, wie er dann in diesem Fall sogar noch mehr verlor, als er vorher gewonnen hatte, und dabei doch die Gesellschaft um sich mit immer gleicher, unerschütterlicher Miene im Auge behielt. Ganz anders hingegen, wenn er auf einen unbesonnenen, jugendlichen Novizen oder den glücklosen Vater einer vielköpfigen Familie traf. Dann schien es, als würde sein bloßes Wünschen dem Schicksal zum Gesetz – er streifte ab, was wie Geistesabwesenheit gewirkt hatte, und in seinen Augen funkelte ein lebhaftes Feuer.

In jeder Stadt ließ er einen jungen Mann zurück, der – eben noch wohlhabend, nun aber aus dem Kreis gerissen, dem er zur Zierde gereicht hatte – in der Einsamkeit eines Kerkers das Schicksal verfluchte, das ihn in die Nähe dieses Unholds gelockt hatte; während so mancher Vater in rasender Verzweiflung inmitten der vielsagenden Blicke seiner stummen, hungrigen Kinder saß, ohne dass ihm von seinem eben noch unermesslichen Reichtum auch nur ein einziger Gulden geblieben war, um das Nötigste zur Linderung ihrer Not zu kaufen. Dennoch nahm Lord Ruthven vom Spieltisch niemals Geld mit, sondern verlor den letzten Gulden, den er der zusammengekrallten Hand eines Unschuldigen eben entrissen hatte, im nächsten Augenblick an einen anderen, der schon viele ruiniert hatte.

Vielleicht lag es ja daran, dass er zwar eine gewisse Erfahrung besaß, dass sie gegen die Schlaueit der noch Erfahreneren aber nicht genügte. Immer wieder wollte Aubrey seinen Freund hierauf aufmerksam machen, wollte ihn bitten, auf eine Mildtätigkeit und ein Vergnügen zu verzichten, die alle anderen nur ins Verderben stießen und ihm selbst keinen Gewinn brachten. Aber er verschob dies immer wieder auf später – denn er hoffte

jeden Tag aufs Neue, sein Freund werde ihm Gelegenheit geben, frei und offen mit ihm zu sprechen. Doch dazu kam es nie. Zwischen wechselnden Ausblicken auf teils schroffe, teils üppige Landschaften blieb Lord Ruthven in seinem Wagen immer der Gleiche: Seine Augen sprachen noch weniger als seine Lippen, und obwohl Aubrey dem Gegenstand seiner Neugier so nah war, ergab sich hieraus doch nie mehr als jene ständige Erregung, mit der er vergeblich wünschte, ein Geheimnis zu ergründen, das in seiner überreizten Phantasie den Anschein von etwas Übernatürlichem anzunehmen begann.

Bald gelangten sie nach Rom, und Aubrey verlor seinen Gefährten eine Zeitlang aus den Augen, denn der nahm jeden Tag am morgendlichen Cercle einer italienischen Gräfin teil, während Aubrey sich auf die Suche nach den Denkmälern einer anderen, fast verschwundenen Stadt machte. Während er hiermit noch beschäftigt war, trafen aus England Briefe ein, die er voller Ungeduld öffnete. Der erste war von seiner Schwester und atmete nichts als innige Zuneigung. Die anderen kamen von seinen Vormündern und verblüfften ihn. Schon früher war ihm bisweilen in den Sinn gekommen, eine böse Macht könnte von seinem Gefährten Besitz ergriffen haben. Die Briefe aber schienen dies nun zu bestätigen. Seine Vormünder drängten ihn, sich unverzüglich von seinem Freund zu trennen. Vor einem Charakter wie diesem müsse man sich in Acht nehmen, denn die unwiderstehlichen Verführungskräfte, die ihm zu Gebote stünden, machten seine ausschweifenden Gewohnheiten allzu gefährlich für die Gesellschaft. Es hatte sich herausgestellt, dass seine Verachtung für die Ehebrecherin nicht aus dem Abscheu vor ihrem Charakter erwachsen war. Vielmehr habe er zur Stei-

gerung seiner eigenen Befriedigung selbst dafür gesorgt, dass sein Opfer als Teilhaberin seiner Schuld aus der Höhe unbefleckter Tugend in den tiefsten Abgrund der Schande und Erniedrigung gestürzt sei. Und so hätten letztlich auch alle anderen Frauen, mit denen er – dem Anschein nach wegen ihrer Tugendhaftigkeit – Umgang gehabt hatte, seit seiner Abreise die Masken fallen lassen und die ganze Verdorbenheit ihrer Laster dem Blick der Allgemeinheit schamlos preisgegeben.

Aubrey beschloss, sich von diesem Mann zu trennen, an dessen Charakter sich noch keine einzige helle Stelle gezeigt hatte, bei der das Auge hätte ausruhen können. Er nahm sich vor, ihn unter irgendeinem plausiblen Vorwand zu verlassen, bis dahin aber umso aufmerksamer zu beobachten und sich hierbei nicht das Geringste entgehen zu lassen. Er suchte und fand Zugang zu jenem Cercle und erkannte bald, dass Seine Lordschaft die Unerfahrenheit der Tochter jener Dame auszunutzen versuchte, in deren Haus er so regelmäßig verkehrte. In Italien begegnet man unverheirateten Frauen selten in größerer Gesellschaft. Daher musste Lord Ruthven seine Pläne heimlich betreiben. Doch Aubreys Auge folgte ihm auf all seinen Schlichen und erkannte bald, dass ein Stelldichein verabredet war, bei dem ein zwar unbesonnenes, aber doch unschuldiges Mädchen wahrscheinlich ins Verderben geraten würde.

Unverzüglich begab er sich zu Lord Ruthven, fragte ihn unumwunden nach seinen Absichten bei jener jungen Dame [...]

GEORGE GORDON LORD BYRON
EIN FRAGMENT

17. Juni 1816

Im Jahre 17–, nachdem ich seit längerem beschlossen hatte, einige Länder zu besuchen, in die sich Reisende auch heute noch nur selten begeben, machte ich mich endlich auf den Weg, begleitet von einem Freund, den ich Augustus Darvell nennen will. Er war ein paar Jahre älter als ich, ein Mann von beträchtlichem Vermögen und aus alter Familie – Vorteile, die er dank eines gesunden Urteilsvermögens weder unter- noch überschätzte. Einige merkwürdige Umstände in seiner Lebensgeschichte hatten meine Aufmerksamkeit und mein Interesse geweckt und sogar eine Hochachtung, der weder sein verschlossenes Wesen noch gelegentliche Anzeichen von Unruhe, die bisweilen einer Gemütsverrückung nahekommen, etwas anhaben konnten.

Ich wusste noch nicht viel vom Leben, hatte aber früh begonnen, mich darin umzusehen. Auf vertrautem Fuße mit Darvell stand ich allerdings erst seit kurzem. Wir hatten die gleichen Schulen und die gleiche Universität besucht. Dabei war er mir allerdings immer ein gutes Stück voraus gewesen und in die sogenannte Welt schon gründlich eingeweiht, während ich noch mein Noviziat absolvierte. Dabei hatte ich aber allerlei über sein früheres und sein gegenwärtiges Leben gehört, und obgleich es

in diesen Berichten zahlreiche unvereinbare Widersprüche gab, konnte ich dem allen doch entnehmen, dass er kein Mensch von gewöhnlicher Art war, sondern, sosehr er sich auch bemühen mochte, nicht aufzufallen, immer bemerkenswert bleiben würde. Später hatte ich dann die Bekanntschaft mit ihm gepflegt und mich bemüht, auch seine Freundschaft zu gewinnen, doch diese Letztere schien unerreichbar. Was immer er an Empfindungskraft besessen haben mochte, schien inzwischen teils erloschen, teils verdichtet und verstärkt. Dass seine Gefühle heftig waren – dies zu beobachten hatte ich reichlich Gelegenheit. Denn auch wenn er sie zu beherrschen wusste, vermochte er sie doch nicht vollends zu verbergen. Stets aber war er imstande, der einen Leidenschaft das Aussehen einer anderen zu verleihen, so dass sich schwer bestimmen ließ, was ihn im Innersten antrieb, und an seinem rasch, wiewohl nur geringfügig wechselnden Mienenspiel ließ sich die Herkunft solcher Regungen unmöglich ergründen. Klar war immerhin, dass eine unheilbare Ruhelosigkeit ihn befallen hatte; ob sie aber aus Ehrgeiz, Liebe, Reue oder Kummer, aus einem dieser Elemente oder aus allen zusammen oder bloß aus einem hinfälligen, der Kränklichkeit zuneigenden Temperament erwuchs, konnte ich nicht erkennen. Es wurden Dinge über ihn behauptet, zu deren Erklärung man jede dieser Ursachen in Anschlag hätte bringen können. Aber wie gesagt, all dies war derart widersprüchlich und verworren, dass sich nichts mit Genauigkeit bestimmen ließ. Wo aber Rätselhaftigkeit herrscht, da liegt nach Meinung vieler auch das Böse nicht fern. Ich weiß nicht, wie es sich damit verhält, aber Erstere umgab ihn gewiss, während ich das Ausmaß von Letzterem nicht bestimmen konnte

und, was mich betraf, wenig geneigt war, an sein Vorhandensein zu glauben.

Meine Versuche, mich ihm zu nähern, wurden mit ziemlicher Kälte aufgenommen. Aber ich war jung und ließ mich nicht leicht entmutigen, so dass es mir mit der Zeit bis zu einem gewissen Grad gelang, jenes maßvolle, durch ähnliche Betätigung und häufiges Beisammensein entstehende und sich festigende Vertrauen in gewöhnlichen, alltäglichen Angelegenheiten zu erreichen, das man Vertrautheit oder Freundschaft nennt, je nachdem, welche Vorstellungen derjenige, der sich dieser Wörter bedient, mit ihnen ausdrücken will.

Darvell war schon viel und weit gereist; und ich hatte mich an ihn gewendet, um mir für die Reise, die ich unternehmen wollte, Rat bei ihm zu holen. Heimlich wünschte ich mir, dass ihn dies vielleicht bewegen würde, mich zu begleiten. Diese Hoffnung war in Anbetracht der unerklärlichen Ruhelosigkeit, die ich bei ihm beobachtete, nicht unbegründet und wurde obendrein genährt von der Munterkeit, die ihn zu überkommen schien, sobald vom Reisen die Rede war, während er gegenüber allem, was ihn unmittelbar umgab, in Teilnahmslosigkeit verharrte. Zuerst deutete ich meinen Wunsch nur an, dann brachte ich ihn zum Ausdruck, und seine Antwort, obwohl halb erwartet, bereitete mir doch die ganze Freude einer Überraschung. Er war einverstanden, und sobald wir die nötigen Vorbereitungen getroffen hatten, brachen wir zu unserer Reise auf. Nachdem wir in verschiedenen Ländern Südeuropas umhergereist waren, wandten wir uns unserem eigentlichen Ziel zu, dem Orient, und während wir in jenen Gegenden unterwegs waren, kam es zu dem Vorfall, der im Mittelpunkt dessen steht, was ich hier erzählen möchte.

Darvells körperliche Verfassung, die seinem Aussehen nach in jungen Jahren ungewöhnlich kräftig gewesen sein musste, hatte sich in letzter Zeit anscheinend ohne Einwirkung einer Krankheit immer mehr verschlechtert. Er litt weder an Husten noch an Auszehrung und wurde doch von Tag zu Tag schwächer. Seine Lebensgewohnheiten waren maßvoll, er klagte auch nicht über Müdigkeit und verfiel doch offenkundig immer mehr, wurde schweigsamer, litt unter Schlaflosigkeit und veränderte sich mit der Zeit so sehr, dass meine Besorgnis im gleichen Maße wuchs wie die Gefahr, in der er meiner Meinung nach schwebte.

Bei unserer Ankunft in Smyrna hatten wir einen Ausflug zu den Ruinen von Ephesos und Sardes beschlossen, wovon ich ihn wegen seiner Unpässlichkeit nun wieder abzubringen versuchte – jedoch vergeblich. Eigensinn und ein gewisser feierlicher Ernst schienen sich seiner bemächtigt zu haben, die beide nicht recht zu dem Eifer passten, mit dem er fortsetzen wollte, was ich als bloße Vergnügungstour gedacht hatte, kaum geeignet für einen Kränkelnden. Doch ich widersetzte mich nicht länger, und so machten wir uns wenige Tage später auf den Weg, [...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de